

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Erinnerungen eines alten Oldenburgers**

**Spieske, H. A.**

**Oldenburg, 1874**

**urn:nbn:de:gbv:45:1-4897**

Ge IX  
B  
414



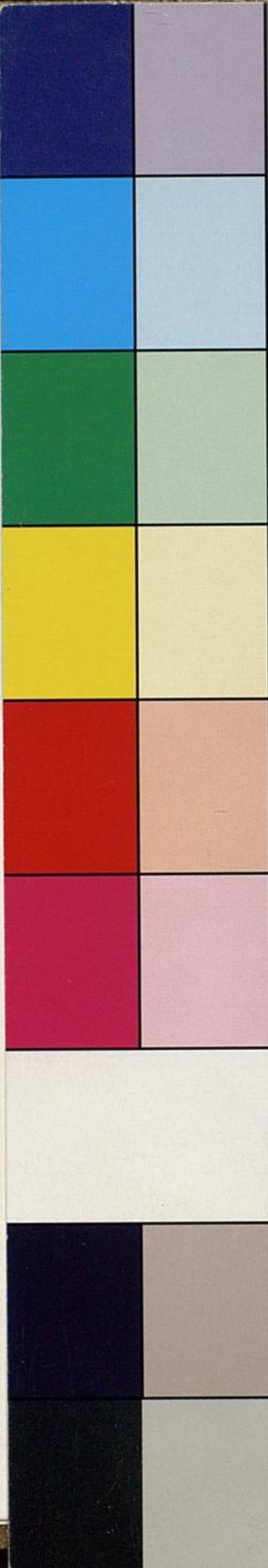
Erinnerungen eines alten Oldenburgers

Inches 1 2 3 4 5 6 7 8  
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

**Farbkarte #13**

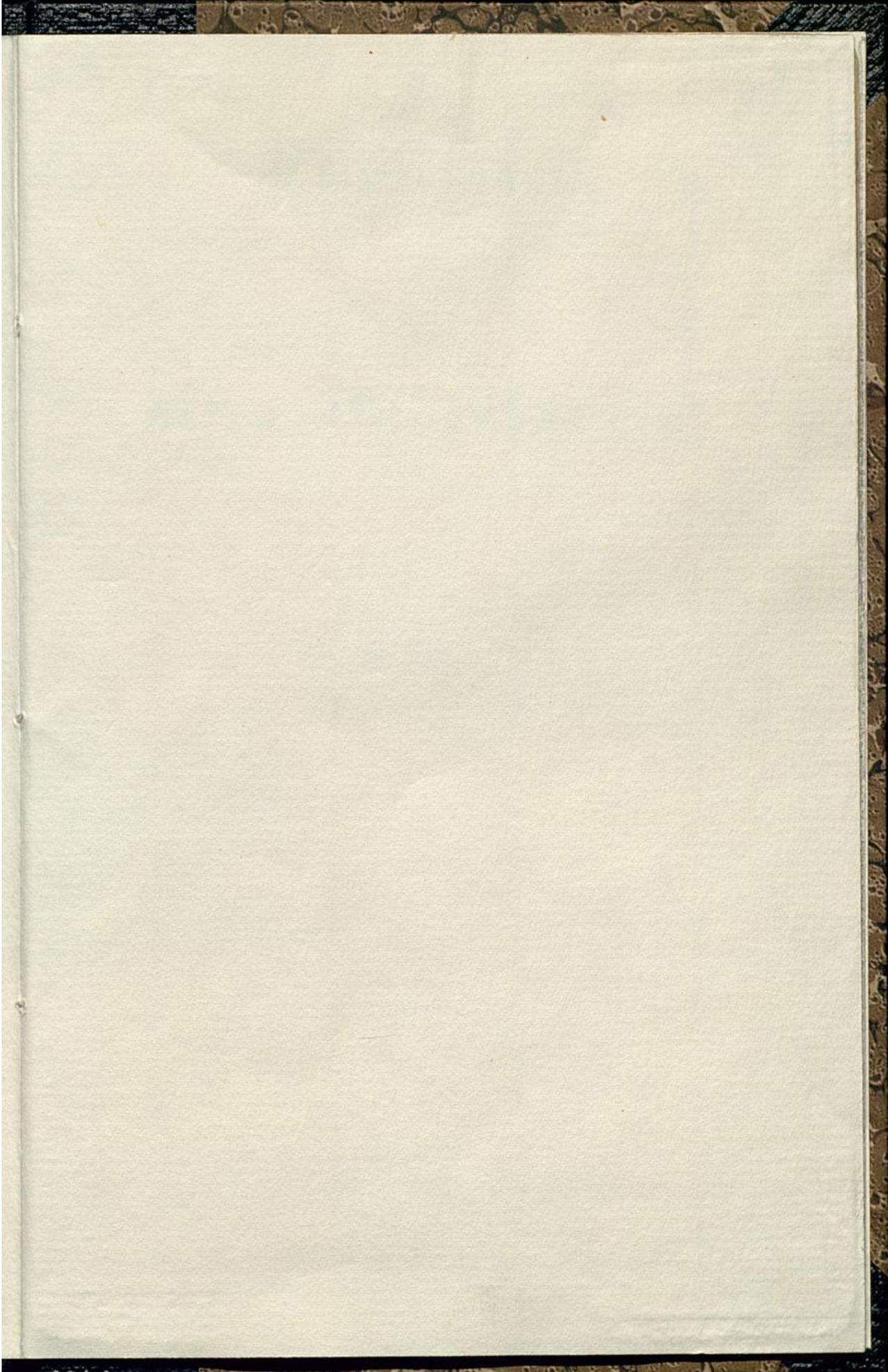
**B.I.G.**

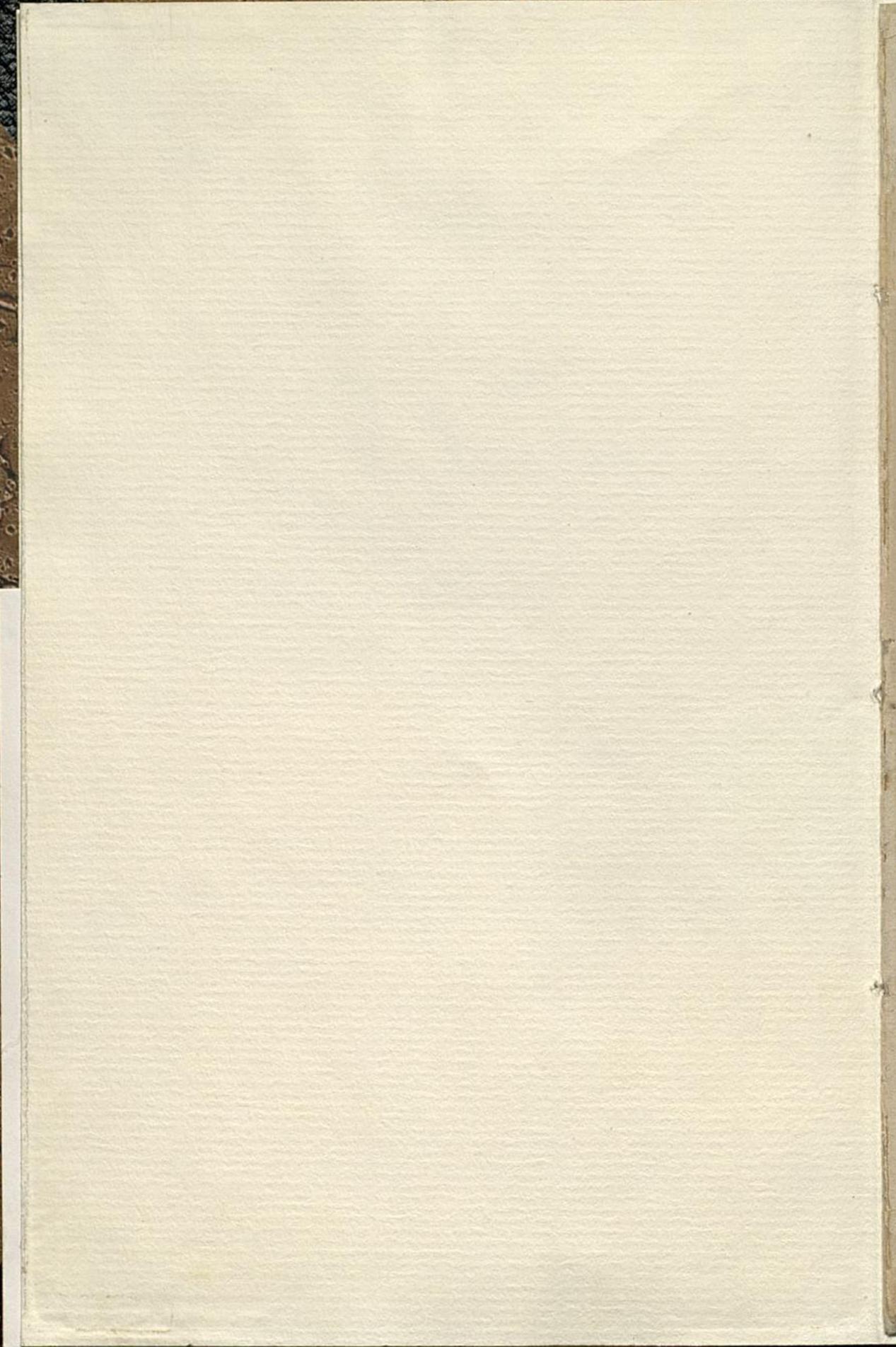
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black



Ge. IX  
B/414







# Erinnerungen

eines

## alten Oldenburger

von

H. A. Spieske.

[1874]

---

Oldenburg.

Druck und Verlag der Schulzischen Buchhandlung.

(C. Berndt & A. Schwarz.)

[1874]







Ich bin im Jahre 1785 in Oldenburg geboren. Meine Erinnerungen reichen über 80 Jahre zurück, sind aber noch sehr lebendig. Ich habe manche Geschlechter hier aufwachsen gesehen, von denen keine Spur mehr vorhanden ist; und von der Stadt, wie ich sie in meiner Kindheit gekannt habe, ist auch Vieles, wohl das Meiste, verändert.

Ich lebe ganz allein. Meine Kinder sind alle in Amerika, und meine Gedanken sind oft bei ihnen. Manchmal, wenn ich Abends allein sitze, denke ich mir es aus, was für Gesichter sie wohl machen würden, wenn sie einmal herüber kämen mich zu besuchen, und sie dann auch schon so vieles ganz anders fänden als da sie von hier weggingen. Wie würden sie sich wundern, wenn sie auf der Eisenbahn bei Drielake über die Hunte führen und auf den Stauwiesen, da wo sie oft auf Schlittschuhen nach Bornhorst jagten, am Bahnhofe ausstiegen und dann am Stau her nach der Stadt zu wanderten!

Dann begleite ich sie wohl in Gedanken in die Stadt und wenn sie dabei sich erinnern, wie es gewesen, als sie vor so und so viel Jahren wegzogen, erzähle ich ihnen aus früherer Zeit, wie ich die Dinge in der Stadt noch gekannt habe, und eine Erinnerung nach der andern kommt mir wieder, von denen meine jetzigen Freunde und Bekannte nichts wissen.

Damit das Andenken an diese alte Zeit nicht ganz untergehe, habe ich mich entschlossen, die Erinnerungen aufzuschreiben, so wie sie mir bei dem Gange kommen, den ich in Gedanken mit meinen mich besuchenden Kindern mache, und fange ich daher bei dem Stauthore an, um zuerst den Wall, der die ganze Stadt noch wie zur Zeit der Festung umgab, zu umwandern.

Das Stauthor lag in einem Gewölbe unter dem Walle, der darüber hinlief. Trat man durch das Thor in die Stadt, so lag rechts die Wache, welche, so wie die Wachen am Heiligen-Geist- und am Haarenthore, von Stadtsoldaten besetzt wurde. Das kleine Corps der Stadtsoldaten stand unter dem Polizei-Bürgermeister, hatte aber nur das äußere Ansehen von Soldaten, wohingegen in dem herzoglichen Militär, das etwa 100 Mann zählte, von dem Major von Knobel und anderen Offizieren ein soldatischer Geist gepflegt wurde. Dieses Corps besetzte außer dem Damnthore und dem Everstenthore auch die Schloßwache, hielt daselbst mit Musik täglich Parade und der Offizier von der Wache speiste mit an herzoglicher Tafel.

Links innerhalb des Stauthors war zwischen dem Walle und dem adeligen Hofe des Conferenyraths von Berger ein kleiner grüner Platz, auf dem die Kinder spielten, und auf dem die Töpfer ihre Buden aufschlugen, wenn sie mit ihrer Waare vom Deister herkamen; ein Durchgang nach der Ritterstraße ward erst angelegt, als etwa 1828 die Wittve des Herrn von Berger gestorben war, die im Jahre 1813 hatte erleben müssen, daß ihr Sohn in Bremen, zugleich mit dem Herrn von Zinckh, von den Franzosen erschossen wurde. Von dem Berger'schen Hause und Zubehör, einer alten Burgmannswehre, deren an der Ritterstraße mehrere lagen, ist nichts übrig geblieben, als ein Wagenschauer, das jetzt zum Auktionslocale eingerichtet ist.

An der Ecke der von Berger'schen Besizung führte eine hölzerne Brücke in der Höhe des Walles hinüber nach dem

Walle hinter der Mühlenstraße, unter welchem mehrere Häuser dieser Straße Kellergewölbe besaßen. Am Fuße dieses Walles wo jetzt das Posthaus steht, war ein tiefer Sumpf, wo wir im Winter unsere erste Schlittschuhbahn hatten. Dann folgte die hohe Brücke bei der großen Mühle über dem rasenden Wasser, wie man es damals nannte, und auf der Ecke, wo man jetzt nach der Huntestraße umbiegt, stand eine Bank auf einer kleinen Anhöhe, von wo man eine weite Aussicht hatte und den Berner Thurm sehen konnte.

Ging man südwärts weiter, so hatte man links den Kanonenwall, wo die drei städtischen metallnen Kanonen standen, die an des Herzogs Geburtstage vom Stadtkanonier gelöst wurden; — rechts stand die Sichtungsmühle mit zwei Wasserrädern, deren Abfluß unter einem steinernen Gewölbe nach dem Delsstriche durchging. Die Sichtungsmühle ist etwa 1809 als Mühle eingegangen und 1846 ganz abgebrochen. — Daß der Wall, der auf zwei großen Gewölben über die Brücke vor dem Schloßplatze und dann längst der Hunte fortlief, bis an das Damnthor abgetragen wurde, gehört zu meinen allerfrühesten Erinnerungen; über dem Damnthore, das da lag, wo jetzt der Eingang zum Schloßgarten ist, war eine hölzerne Brücke und konnte man bei allen fünf Thoren hoch über der Straße weg um die Stadt fahren. Zwischen dem Damm- und dem Eversten Thore hat der Wall am längsten seine alte Höhe behalten; das gewölbte Eversten Thor mit dem darüber stehenden ehemaligen Commandantenhause wurde erst 1814 und das doppelte Brückengewölbe beim Eiskeller erst 1842 abgebrochen, als das Casino gebaut und die Theaterstraße angelegt wurde. Der Gastwall oder die Strecke von der Gaststraße zum Haarenthore wurde schon früher abgetragen, auch das Gasthaus abgebrochen, das eine Herberge für Arme und Kranke gewesen sein soll und auch

*1. Huntewall*



wohl die „Elenden-Bude“ genannt wurde; von dem Gasthause hat die Straße ihren Namen.

Beim Haarenthore ging der Wall ganz nahe an den Häusern der Haaren- und Kurwickstraße hin; das Thorgewölbe mit dem Gefangenhause darüber, der Bürgergehorsam genannt, stand sammt der Thorwache da, wo jetzt die beiden grünen Rasenplätze sind; von dort ging der Wall nach dem Heiligen-Geist-Thore zu, ganz nahe an den Baracken hin, die zur dänischen Zeit den Soldaten als Kasernen gedient hatten, und etwa 1838 abgebrochen sind. Der Wall lehnte sich hier an eine hohe Mauer, daher die Häuser der jetzigen Wallstraße, in deren Mitte Schröders Seifenfabrik steht, „hinter der Mauer“ hießen. Hier war der Wall am höchsten und hielt gleiche Richtung mit den Fenstern des zweiten Stocks der Häuser.

Das Thorgewölbe des Heiligen-Geist-Thors schloß sich unmittelbar an den Heiligen-Geist-Thurm, hinter dem die ehemalige Kirche noch deutlich zu sehen war; darauf folgte an der Ostseite unter dem Walle das sogenannte Sclavenloch, in welchem früher die Festungsgefangenen eingesperrt wurden. Von hier bis zum Stauthore lief der Wall hart und ohne Zwischenraum an den Gründen her, die zu den Häusern der Achternstraße gehörten, und wie hoch der Wall war, kann man noch heute an Jacob Steinhals Pächthause sehen. Dieses wurde 1792 von dem damaligen Besitzer, Branntweimbrenner Gerh. Hullmann, als sein Brennhaus ganz nahe an die Ring- oder Stadtmauer gebaut, und reichte die erste Dachpfanne unmittelbar auf den Grund des Walles. Als im Jahre 1797 der Wall abgetragen und die Straße angelegt wurde, die jetzt Staulinie heißt, bekamen die Anlieger unentgeltlich soviel Anschuß an ihre Grundstücke, daß die Straße gerade werden konnte, Hullmann benutzte dies, um sein Brennhaus zu vergrößern, und kann man, wenn man vom Heiligen-Geist-Thore herkommt, noch an einem weißen

Streifen die Linie sehen, um wieviel der neuere Theil breiter als der alte geworden ist.

Der alte Wall war ringsum mit Eschenbäumen bepflanzt; bald nach dem Regierungsantritt des Herzogs Peter begann man mit der Abtragung hinter dem Schlosse und wurde in der jenseit der Hunte liegenden von Halem'schen Wiese die Huntestraße angelegt. Damals stand in der ganzen Gegend des mittleren Damms weiter nichts als die Damm-Mühle, das jetzige Pörtner'sche Wirthshaus und die Bleiche; diese drei gehörten, da sie außerhalb der Festung lagen, zum Kirchspiel Osterburg. Mit Anlegung der Huntestraße wurde auch die Damm-Wache mit dem Thore nach der Mühle hin verlegt; auch entstand damals der Torfplatz der Hundsmühler Behnanstalt.

Das Schloß wurde damals die Burg genannt, und gehörte zu derselben Alles, was zwischen der Hunte und der Haaren lag, also der innere Damm und die Mühlenstraße, deren Bewohner verpflichtet waren, der Reihe nach jeden Morgen einen Mann nach dem Schlosse zu schicken, um den Bratspieß zu drehen. Dies brachte ihnen den Spottnamen der „Bratendreher“ ein; dafür hatten sie aber auch die Gerechtsame, je zwei bis vier Kühe unentgeltlich auf der Dammkoppel zu weiden.

Am Eingange zur Stadt vom innern Damm aus, stand nordwärts der Haaren ein fester Thurm mit gewölbter Durchfahrt, die Pänzenpforte genannt, dessen oberer Theil mit dem nachherigen Cammergebäude in Verbindung stand, das bis 1805 der Familie von Schreeb und von Schuttdorf gehörte, dann zum Ministerialgebäude bestimmt, 1817 zur ersten Wohnung unsers Erbprinzen und seiner jungen Gemahlin Adelhaid eingerichtet, und 1832 der Cammer eingeräumt wurde. Wer vom Damm her zum Schlosse wollte, mußte durch die Pänzenpforte, dann über den Markt und bei der Hauptwache vorbei; von keiner andern Seite fand ein öffentlicher Zugang statt; auch zur Müh-

lenstraße führte vom Schloßplatze nur eine verschlossene Pforte. Ueberhaupt sah im vorigen Jahrhundert die Stadt der heutigen gar nicht ähnlich. Die meisten Bürger trieben Landbau, und wenn der Bauer auf dem Acker war, so war kein Bürger zu Hause. Die Straßen waren schlecht gepflastert, die Häuser standen sehr unregelmäßig, manches sprang 6 bis 8 Fuß vor dem Nachbarhause vor; dazu hatten viele Häuser Wohnkeller mit äußeren Eingängen, von denen an einigen Stellen der Langenstraße (z. B. bei Gustav Wienken) noch Spuren sichtbar sind. Wo nur irgend Platz dazu war, hatten die Häuser zur Seite der Hausthür gemauerte Bänke, die man Beischlag nannte; außerdem standen viele Bäume vor den Häusern auf der Straße, meistens Linden, welche die Straße sehr beschatteten und feucht hielten; nur wenige wurden, wie z. B. die sechs Linden vor dem Hegeler'schen Hause an der Achternstraße (vormals Muhle, jetzt Bollmann) alle Jahre ganz flach geschoren. Wegen des landwirthschaftlichen Betriebes hatten die Häuser der größeren Bürger Einfahrtsthore und eine Einrichtung, wie man sie jetzt nur noch etwa an Bräuers Hause an der Langenstraße sieht, nur daß dieses einen massiven Giebel hat, während die meisten alten Häuser ganz in Fachwerk so gebaut waren, daß die oberen Balkenlagen immer etwas vor den unteren vorsprangen. Im Innern war eine große und hohe Diele, an der Seite eine Wendeltreppe, die zu den kleinen Stuben und Kammern führte, die seitwärts von der Diele angebracht waren. Die Fenster waren meist Schieb Fenster, deren untere Hälfte zur Oberhälfte hinaufgeschoben werden mußte, wenn man mit krummem Rücken den Kopf aus dem Fenster stecken wollte. Die Straßenerleuchtung war jämmerlich; hin und wieder stand ein Pfahl mit einem blechernen Kasten, aus dem zwei runde Glasscheiben das spärliche Licht einer Thranlampe hervorleuchten ließen. Es war auch das beinahe genug, da nach neun Uhr kein Mensch mehr auf der

Straße zu sehen war, und wer ausgehen mußte, sich mit einer Handlaterne versah.

Die meisten Häuser hatten Namen, die durch Aushängeschilder oder Wappen kenntlich gemacht wurden; so hieß das Haus vor der Haarenstraße, wo jetzt Uhrmacher Kaeber wohnt, „Drei Sterne,“ andere „Kronprinzess von Dänemark,“ „Bremer Schlüssel“ u. s. w., und fragte man Jemand: wo hast Du das gekauft? so nannte er selten den Namen des Kaufmanns, sondern den des Hauses oder beide zugleich, z. B. „bei Pape im Anker.“ Die hängenden Wappenschilder machten mit den eisernen Stangen Nachts bei schlechtem Wetter oft ein gräuliches Getöse, fielen auch mitunter wohl herunter. Andere Gefahr drohete von den Dächern, die fast alle in Strohdocken lagen, daher bei Sturm die Ziegel vielfach in die Straßen flogen.

Die reicheren Bürger, Elterleute und Rathsherren, hielten für ihre Landwirthschaft Pferde und Kühe, verkauften Milch und Butter, wie es bis in die neueste Zeit die Rathsherren Schlömann und Kläbemann fortsetzten. Handwerker und kleinere Bürger hatten wenigstens einen Garten und konnten jährlich ein oder zwei Schweine fett machen. An Staat und Kleiderpracht dachte man nicht; „selbst gesponnen, selbst gemacht, das ist ächte Bürgertracht“ hieß es damals; hatte Vormittags die Frau ihr Hauswesen besorgt, so nahm sie nach Tische die Kiepe und ging zum Garten, woher sie Abends das Gemüse für den folgenden Tag oder das Futter für die Schweine mitbrachte. Mit vielem hielt man Haus, mit wenigem kam man auch aus.

Kaufmannsläden hatte man damals noch nicht; Krämer und Ellenhändler hatten auf ihrer Diele eine Tönebank und hinter dieser Borten mit ihren Waaren. Als Zeichen ihres Handels hatten sie vor der Thür entweder eine Trommel mit

einem Streifen rothen und blauen Fries bezogen, oder eine Theebüchse, ein paar hölzerne Käse u. dgl.

Noch weniger gab es damals Tanzböden für öffentliche Vergnügungen; das junge Volk mußte dies Vergnügen für die Gelegenheit aufsparen, wenn etwa eine lustige Hochzeit in einem bürgerlichen Hause mit großer Hausflur gehalten wurde, da man dann auf den Steinen oder Fluren tanzte. Das kostete wohl ein Paar Sohlen, brachte aber gewiß eben so viel Vergnügen, wie jetzt die schönste Polka.

Nichts ging indessen für wohlhabende Bürger über die Lust einer Schlittenfahrt im Winter. Dann ließ der Magistrat ansagen, daß jeder Bürger vor seinem Hause den Schnee auf die Straße fegen solle, und wer Pferde und einen rheinischen Schlitten hatte, ließ anspannen. Das Pferd war geschmückt mit einer Schellendecke von rothem Plüsch oder anderem Geläute, mit großem Federbusche auf dem Kopfe und Blumenstrauß auf dem Schweife, der Schlitten mit großem Bärenfell, die Frau des Hauses drin, der Herr hinten auf dem Bock im warmen Pelz und auf dem Kopfe eine Pelzmütze mit hängendem Fuchsschwanz, eine Peitsche in der Hand — und kaum hatte man das erste Peitschenknallen und Schellengeläute gehört, so kamen auch andere Schlitten herbei, die im vollen Rennen durch die Straßen fuhren. Anderes Fuhrwerk störte die Lust nicht, denn um jene Zeit brachte höchstens einmal ein Bauer ein Fuder Korn zur Mühle oder ein Bürger ein Fuder Dünger zum Acker; so lange es froh, herrschte Schlittenlust. Unser guter Herzog Peter Friedrich Ludwig machte dann auch das Vergnügen mit, und wenn es bekannt wurde, daß Se. Durchlaucht auch fahren wollte, dann fuhr Alles, was irgend konnte, Se. Durchlaucht voran durch alle Straßen Oldenburgs. Hielt der Frost länger an, so verabredeten sich wohl die Honoratioren zu einer Partie aufs Land, meldeten sich bei einem wohlhabenden Landmann (Bödeker

in Mansholt, Dvie zu Gristede u. A.) auf den folgenden Tag zu einem „langen Kohl“ an, und wurden dann in dem nach Bauernmanier aufgeputzten Hause festlich empfangen. In der Mitte des Hauses waren lange Bretter auf Böcke und Schragen gelegt, mit weißen Tischtüchern bedeckt; die Ehrenplätze wurden aus gefüllten Kornsäcken, drei auf einander, gebildet; die Hausmannsfrau hatte den Kohltopf mit Schinken, halbem Schweinskopf und Mettwurst zu Feuer gebracht und wurde dann auf den Klang des Posthorns gehorcht. Denn ein solcher Zug hatte einen Vorreiter, und wenn der sich hören ließ, standen der Hausherr und die Frau mit ihrem Volk vor der Thüre und riefen Willkommen! Dann wurden die Gäste in die Stube geführt, wo schon eine Kanne mit heißer Milch für die Damen und eine Flasche mit deutschem Kornbrauntwein für die Herren bereit stand; die Pferde wurden mit Decken behangen und in den Stall geführt. Auf dem großen Tische stand für jeden Gast ein blank geputzter zinnerner Teller, an beiden Enden des Tisches ein hausbackenes Brot, ein Teller voll Butter und ein ganzer Käse, mehr zum Staat als zum Essen. Die Hausfrau brachte zwei oder drei große Kummern mit Kohl, so fett, daß er nicht mehr dampfte; ein großes Stück geräuchertes Rindsfleisch, Schinken, Wurst und Schweinskopf schmückte die Tafel. Dann ward tüchtig eingehauen, der Bierkrug fehlte auch nicht, und zur Freude des Wirths sagten Alle: „Es bleibt doch wahr, der Kohl schmeckt auf dem Lande immer besser als in der Stadt.“ Nach Tisch wurde Kaffee getrunken, bis es Zeit zum Anspannen war. Von Bezahlung war keine Rede, das hätte den Hausherrn beleidigt, der den Besuch für eine große Ehre hielt; aber es wurde eine kleine Summe zusammengelegt und der Hausfrau überreicht, um sie unter die Dienstboten zu vertheilen. Dann ging die Fahrt im Jubel wieder zur Stadt zurück und noch lange wurde von solcher Kohlparthie gesprochen.

Die Landwirthschaft, welche die Bürger damals fast alle trieben, gab der Stadt zu gewissen Stunden ein eigenes Leben. Die kleinen Bürger ließen ihre Kuh nach dem Bürgerfelde gehen, und ging der Hirte früh Morgens durch die Straßen, blies auf seinem Horne, daß man es durch die ganze Stadt hören konnte; dann ließ jeder seine Kuh aus, die den Weg zur Weide schon gut kannte, wo der Hirte sie den ganzen Sommer für 18 Grote hütete. Abends 7 Uhr wurden sie wieder eingetrieben. Das Pfingstfest feierten auch die Kühe mit; an diesem Tage wurde die beste Kuh mit einem Blumenkranze bewunden, sie bekam eine Krone auf dem Kopfe und einen Blumenstrauß mit rothem Bande auf den Schwanz, und wurde von einer fröhlichen Kinderschaar nach Hause geleitet. Die größeren Bürger hatten eigene Wiesen, auf denen ihre Kühe Abends und Morgens von den Mägden gemolken wurden; kamen diese vom Melken zurück, so versammelten sie sich Morgens vor 8 und Abends vor 7 Uhr unter dem Gewölbe des Heil.-Geistthores und sangen ein munteres Lied, so wie aber die Thurmuhre schlug, brachen sie alle auf und gingen zu Hause.

Unten an dem Heil.-Geistthurme war eine kleine Schnapschenke angeklebt, die sie den Lappan nannten; als später die Glocken in dem Thurme aufgehangen wurden, nannte ihn der Doctor Koeldecke das siebente Wunderwerk von Oldenburg, weil die Kirchenglocken über dem Wirthshause hingen. Vorher waren sie in einem alten Glockenthurme, der auf dem Markte der Rathsbude gegenüber stand, aber abgebrochen wurde, als der Herzog wiederkam, nachdem die Holländer abgezogen waren, die 1806 das Land besetzt hatten. Das verbesserte den Marktplatz sehr, der vorher noch viel kleiner gewesen war; Kirche und Kirchhof waren von einer Mauer umgeben, die weggeschafft wurde, nachdem 1791 die Kirche bis auf die beiden äußeren Mauern abgebrochen ward. Die alte Kirche hatte ein ehrwürdiges An-

sehen, auch nach der Seite der Rathsapotheke hin obenauf eine Thurmspitze; die kam weg, und auch das schöne Epitaphium vom Grafen Anton Günther, das an der andern Seite im Chore stand und mit diesem zusammenstürzte. Wer auf dem Kirchhofe Gräber hatte, konnte die dort noch befindlichen Leichen herausnehmen und sie nach dem Gertruden Kirchhofe bringen, wo ihm so viel Fuß Gräber wieder angewiesen wurden, als er vorhin gehabt; das Uebrige wurde ausgestampft und zum Marktplatze geschlagen.

An der Ecke der Kleinkirchenstraße stand die St. Nicolai-kirche. Born an der Kirchenwand nach der Langenstraße waren in zwei Nischen, schon ziemlich verwittert, zwei weibliche Bilder in Lebensgröße mit Oelfarbe gemalt; — einige sagten, es sei das zu Ehren der beiden Frauen, die den Fonds zum „Arm-Mädel-Geld“ gestiftet hätten, andere wollten es anders wissen. In dieser Kirche wurde noch bis zum Jahre 1811 gepredigt; es war nur ein Prediger an dieser Kirche, der nicht weit davon in der Kleinkirchenstraße wohnte; der Gottesdienst dauerte jeden Sonntag von 8 bis 9 1/2 Uhr. Im Frühjahr 1811 wurde beim Beginn der französischen Herrschaft Alles, was Schiffer hieß, aus dem ganzen Lande hier zusammen getrieben, um nach Antwerpen auf die Schiffe der kaiserlichen Marine transportirt zu werden. Es waren aber Leute darunter, die wohl nur mal auf Sieltiefen und dem Zwischenahner Meere im Boote gerudert und nie als Schiffer gefahren hatten; die verlangten frei gegeben zu werden, sie wurden aber vom Militär strenge bewacht und in der Nicolai-kirche einquartirt, wo sie in der Nacht Altar, Kanzel und Orgel zerbrachen und die Fenster zerschlugen. Später, als die Kosacken hierher kamen, haben auch diese in der Kirche gehaufet; zum Gottesdienste ist sie nicht wieder gebraucht und ums Jahr 1828 zum Abbruche verkauft; auf dem Kirchhofe baute damals der Kaufmann Schwabe ein Haus. Das

Haus daneben, jetzt vom Uhrmacher Haack bewohnt, soll früher die Organistenwohnung gewesen sein und auf dem Boden ein Fenster gehabt haben, das mit der Kirche in Verbindung stand. Davon erzählte man aus alter Zeit eine Geschichte, wie einst ein Organist Namens Lana dort gewohnt habe, der ein hübsches Vermögen und eine einzige Tochter hatte, um die ein junger Tischler sich bewarb. Aber der Vater wollte seine Tochter nur einem Manne geben, der eben so viel habe, als er ihr hinterlassen würde. Als kein Bitten half, ersann der junge Mann eine List; eines Sonnabends, als der Organist beim Stimmen der Orgel allein in der Kirche war, ging jener auf den Boden, öffnete leise das Fenster und rief durch ein Sprachrohr in dumpfem Tone dreimal Lana! Der glaubt Gottes Stimme zu hören, springt auf und spricht: „Herr, was befehlst Du?“ Die Antwort war: „Gieb Deine Tochter dem Manne, der um sie geworben hat,“ und Lana sprach: „Herr, Dein Wille geschehe.“

Ehe die Kirche abgebrochen wurde, untersuchte man alle Gräber und Todtengewölbe, und wo noch Gebeine sich vorfanden, wurden diese in Körben nach dem Gertrudenkirchhofe gebracht und dort begraben. Vor dem Altare befand sich ein Grabgewölbe mit großem Leichensteine und dem Namen des Predigers nebst der Jahreszahl 1619 und den Worten: „Hier erwarte ich die Auferstehung.“ Der Sarg war vollkommen gut erhalten, nur die Schrauben ganz eingerostet; man schnitt sie mit einer feinen Säge ab und fand den Prediger im Priestergewande, zwar ausgetrocknet wie eine Mumie, aber unverfehrt, sogar das sammtne Käppchen war bis auf einen gelben Fleck noch gut erhalten. Bei näherer Untersuchung ergab sich, daß der ganze Sarg voll kräftiger Hopfen und die Leiche von allen Seiten dicht damit belegt war; dies und die hohe, trockne Lage der Kirche mochte wohl zu der guten Erhaltung beigetragen

haben. Die Leiche wurde auf dem Gertrudenkirchhofe von Neuem bestattet, und derselbe Leichenstein deckt auch hier die Gruft. — Der letzte Theil der Kirche, in welchem früher die Orgel stand, und der an den sogenannten Knick stieß, ist erst 1872 abgebrochen; um diese Zeit ist auch die Kleinkirchenstraße bei dem Hause der Doctorin Steinfeld (jetzt Graf Wedel) nach dem Panzenberge und dem Walle hin geöffnet; vorher war hier die Welt mit Brettern zugenagelt.

Auch außerhalb der Thore, die jeden Abend mit Dunkelwerden und Sonntags unter beiden Predigten gesperrt wurden und nur gegen ein Sperrgeld passirt werden konnten, sah es ganz anders aus als jetzt. Außer dem Stauthore lag da, wo später Bulling's Zuckerfabrik mit den beiden Wohnhäusern von Bulling und Breithaupt gebaut wurde (jetzt Steuer-Bureau und der russische Hof), hinter einem palisadenartigen Stacket eine schöne Bleiche, an beiden Seiten von einer breiten Graft eingeschlossen; die eine war der Stadtgraben, zwischen der andern und Mehrens Gründen führte ein Weg, den man den „Neuen Weg“ nannte, zum Pferdemarkte; rechts, hinter Klävenmann's Garten und wo man jetzt zur Eisenbahn geht, war lanter Wiesenland, bis Donnerschwee und weiter. An dem ganzen Wege vom Pferdemarkte bis zum Poggenkrug (jetzt Grünenhof) standen außer von Bloh's Hause nur zwei bewohubare Häuser und ein Schafstoben, denn das Schlachteramt hatte selbst eine Trift Schafe und die Gerechtsame, diese auf dem Pferdemarkte weiden zu lassen. Dies wurde 1803 abgeschafft und der Pferdemarkt-platz schön mit Bäumen bepflanzt, auch die Straße nach dem Kirchhofe angelegt, die früher vom Thorgewölbe ab an der Wache vorbei und über eine Zugbrücke auf großem Umwege nahe bei dem alten „Neuenhause“ vorbeiführte. Das Neuenhaus wurde 1835 an etwas anderer Stelle neu aufgebaut, damals auch das alte Armenhaus abgebrochen, welches links vor dem

Kirchhofe stand; auch wurde daselbst eine ähnliche Kaserne gebaut, wie 1819 an der rechten Seite schon eine von der Stadt am Anfange des Esches war aufgeführt worden. Dieser Esch, Oldenburger Esch genannt, erstreckte sich vom Pferdemarkt an, rechts vom Kirchhofe ganz bis zu den Lehmkuhlen; das erste Haus, das hier gebaut wurde, war das des Töpfers Mäckel, etwa 1809.

Vom Neuenhause führte in vielen Krümmungen ein Weg hinter den Schanzen herum nach dem Haarenthorsteinwege; ein Theil dieses alten Weges läßt sich noch unweit der Peterstraße und hinter dem Peter-Friedrich-Ludwigs-Hospitale erkennen. Die jetzige Ofenerstraße wurde erst 1815 angelegt; vorher führte vom Haarenthore zur Haarenmühle und zum Gerberhofe ein morastiger Weg und daneben für Fußgänger ein etwas erhöhter Fußweg. Weil dieser Fahrweg im Winter gar nicht zu passiren war, hatten die Ofener und Wechloyer Landleute die Gerechtfame, über die damalige Schierlohen Weide nach dem Haarenthorsteinwege zu fahren, und mußten die Besitzer die Hecken der Weide vom 1. October bis zum 1. Mai offen lassen. Später kaufte Herr Klävenmann die Wiese, legte eine Straße durch die Mitte und theilte das Uebrige zu Gärten ein, die er in Erbpacht ausgab; der Schierlohengang bewahrt noch den Namen.

Die Wiesen links neben der Haaren standen fast das ganze Jahr unter Wasser, bis die Abwässerung nach der unteren Hunte bedeutend verbessert wurde. Der Weg nach Zwischenahn ging früher im Sommer bei Ofen durch eine Wasserfurche, „streichenden Weg“ genannt, im Winter mußte man über den Timper fahren; auf dem 1815 und später gebauten Fahrwege wurde 1836 eine Grandchauffee angelegt und seit dieser Zeit hat das Haarenthor einen wichtigen Verkehr gewonnen für Alles, was aus dem Ammerlande und Ostfriesland kommt.

Außer dem Eversten-Thore bog, wenn man über die Zug-

brücke kam, der Weg links weit ab nach Detmer's Schanze und dem dahinter liegenden herrschaftlichen Haberlande; dann folgte ein von Hendorff'scher Garten mit Lustgehölz und steinernen Figuren; dahinter lagen ein von Loo'scher Garten und die Schütteschen Grundstücke, was Alles um 1807 und später mit zum herrschaftlichen Garten geschlagen wurde. Die jetzige Gartenstraße wurde um diese Zeit auch angelegt, das erste Haus an derselben bauete 1807 der Canzleirath Kunde; rechts vom Wege lagen die von Schreeb'schen Weiden, auf denen 1817 mehrere neue Häuser gebaut wurden; etwas weiterhin hatte rechts Canzleirath Cordes, und links der Rathsherr Schröder einen Garten, jeder mit hübschem Gartenhause. Weiterhin lag links das Haus der Frau von Schüttdorff (jetzt Hegeler) mit großem Garten; gegenüber der sogenannte Herrengarten, der bis an das Eversten-Holz und an Ritter's Teich grenzte.

Alles das ist jetzt vielfach verändert und sind viele Gärten und Gartenhäuser dort entstanden. Das Eversten-Holz war ein sehr besuchter Spaziergang; es war dort oft Musik, auch wurde dort Morgens Brunnen getrunken und wurden Brunnenlisten gedruckt, in denen die hiesigen und fremden Besucher genannt waren.

Außer dem Damnthore lagen an der linken Seite, diesseits des blauen Hauses, große Fischteiche; vor der Blauenhausbrücke stand ein kleines Wachtthaus, wo Brückengeld bezahlt werden mußte; jenseits war ein Steinweg bis zum Anfange des Dorfes Osternburg, wo jetzt der Kreuzweg ist; hier theilte sich der Postweg nach Bremen, der im Sommer links über Blauenburg, Sprump und Wüfing, im Winter rechts durch Osternburg und Bümmerstede, durch die Dfenberge nach Dingstedt führte, bis beide bei Falkenburg wieder zusammenkamen. Die gerade Chaussee, die von dem Kreuzwege durch den ehemaligen Osternburger Esch und die Wunderburg nach Tweelbäke und

Sandersfeld führt, wurde erst 1820 angelegt. Das erste Haus von städtischer Bauart in Osterburg war das des Deichgrafen Burmester, etwa 1805 gebaut.

So war Oldenburg zu der Zeit, als Herzog Peter Friedrich Ludwig noch als Landesadministrator für seinen Herrn Vetter, den geisteschwachen Herzog in Plön, uns regierte. Er war ein sehr weiser und einsichtsvoller Fürst und vom ganzen Volke des Oldenburger Landes als wirklicher Landesvater geliebt und geehrt. Ein Jeder, der ihn zu sprechen wünschte, fand zu jeder Zeit bei ihm Gehör; leutselig wie er war, ließ er sich von seiner fürstlichen Würde doch nichts nehmen und wollte nur wissen, daß Er allein Fürst und Herr im Lande sei.

Man erzählte sich, er sei einmal von Rastede aus, nur von einem Reitknechte begleitet, nach Zeven geritten, das er noch nicht kannte und wo er auch nicht gekannt sein wollte. Nachdem er sich dort umgesehen und er wieder wegreiten wollte, hatten jeversche Pferdekenner, die auf dem alten Markte standen, sich über sein schönes Pferd gefreut. Da hätte einer gesagt: „das Pferd ist so schön, das könnte wohl ein Fürst reiten.“ Da sagte er: „es sitzt auch einer darauf,“ und sprengte davon.



